



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Verbeck, Otto: Der erste Beste : Erzählung : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der erste Beste

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortsetzung)

15



er Weg nach Neuenwerth führte zunächst durch das Dorf, das zu Lindenhof gehörte.

Auch hier war Margarete schon kein Fremdling mehr. Fritz sah mit stiller Befriedigung, wie ihr die Kinder am Wege vertraulich zunickten, die Leute an den Hausthüren sie mit Hand und Mütze grüßten. Er wußte durch Mamselling, daß sie bei verschiedenen Krankheitsfällen verständig beigeprungen war. Ihm gegenüber hatte sie kein Wort davon verlauten lassen. Mehr als einmal war er auch selber ihren Spuren begegnet, wenn er, vom Felde heimkommend, hie und da vorgesprochen hatte, um auf seine Weise „nach dem Rechten zu sehen.“

Draußen vor dem Dorf im Schatten der Baumreihe kam ihnen ein hochgewachsener Mann entgegen, von einem jungen Burschen geführt, langsam, mit eigentümlich schiebendem Schritt, den weißhaarigen Kopf mit den geschlossenen Augen etwas zurückgelegt.

Der Pastor, sagte Fritz halblaut. Halt, Krischan.

Er sprang aus dem Wagen und eilte auf den alten Herrn zu.

Schönen guten Tag, Herr Pastor!

Hallo, mein Junge! rief der Pastor, wohin des Weges? Er ließ seinen Führer los und nahm dafür Fritz am Arm.

Die beiden andern waren auch ausgestiegen. Margarete kannte den ehemaligen Lehrer ihres Mannes bis jetzt nur flüchtig von einem kurzen Besuch. Er war einige Wochen krank gewesen. Etwas beklommen näherte sie sich ihm. Das Mitleid mit dem Blinden drückte ihr das Herz zusammen. Wie schrecklich, daß er so durch seine tiefe Nacht dahergegangen kam, mitten im hellen Sonnenschein! Er wandte ihr jetzt sein schönes, ruhig heiteres Gesicht zu.

Höre ich da nicht — sagte er.

Meine Frau und Hans, erklärte Fritz. Wir sind im Begriff, nach Neuenwerth zu Sternfeldts zu fahren.

Ja, dann fahrt, Kinder, fahrt, haltet euch nicht auf. Er streckte seine Hand aus, die Margarete faßte und drückte.

Was denken Sie, Herr Pastor, sagte sie eifrig, dahin kommen wir noch früh genug. Erst begleiten wir Sie noch heim, nicht wahr, Fritz? Sie sind also wieder wohl?

Ich bin wieder wohl, bin der dummen Influenza aus den Klauen, zum drittenmal. Guten Tag, Hans, ich spüre dich an meinem Ellbogen. Laß sehen, was macht dein Bari? — Er strich dem jungen Mann mit dem Zeigefinger übers Gesicht, unter der Nase hin. — Prachtvoll! sagte er lächelnd. Lange genug hats gedauert, aber nun wirds auch eine Bierde ohne gleichen. Die Mädels mögen sich in Acht nehmen. Und nun kommen Sie, Frau Margarete, wenn sie mich noch ein Stückchen zurückbegleiten wollen. Und geben Sie mir noch einmal die kleine feine Hand, aber ohne Handschuh, ja? Sie sehen recht wohl aus heute; viel frischer als vor einigen Wochen.

Margarete blickte verwirrt auf ihren Mann, der ihr zulächelte.

Wie können Sie wissen — fing sie verlegen an, während sie den Handschuh abstreifte.

O, sagte er, das hör ich an Ihrer Stimme. Wir blinden Leute, wissen Sie, haben ganz besondere Merkmale, untrügliche, von denen ihr andern euch nichts träumen laßt. Wir hören sehr fein, wir fühlen sehr fein. In Ihrer warmen, ruhigen Hand zum Beispiel fühl ich heute so einen gesunden Puls; er gefällt mir viel besser, als der von neulich. Der tickte so hart, so unruhig. Und die Hand war kalt. Nun, hab ich Recht?

Margarete nickte, als könnt ers sehen. Ja, sagte sie dann rasch, Sie haben Recht. Es geht mir heute gut. Und Ihnen also auch wieder? Das freut mich sehr. Nun kommen Sie auch bald einmal zu uns, nicht wahr?

Ich hole Sie morgen, Herr Pastor, sagte Fritz an seiner andern Seite. Morgen Nachmittag, ja?

Der Blinde nickte. Thu das, mein Alter. Wir haben uns ungebührlich lange nicht gesprochen. Nun, der Sommer ist ja ohnehin nicht meine Erntezeit. Im Winter, am Ofen, im Lehnstuhl, wenn draußen der Schnee fällt, dann komme ich an die Reihe, da wollen wir uns dann eins plaudern und vorlesen und gute Musik machen. Helfen Sie uns dabei, Frau Margarete, Frau Kameradin?

Gewiß, gewiß, versicherte sie eifrig und drückte seine Hand, die die ihrige im Weitergehen immer noch festhielt.

Das wird sehr schön werden, sagte der alte Herr mit wehmütigem Lächeln, wehmütig wegen der schlafenden Augen, die nicht mitlächeln konnten.

Singen Sie? fuhr er fort. Mir scheint, Ihrer Sprechstimme nach, als müßten Sie singen können. Ich möchte Sie dann als kleine Lerche oder Nachtigall bei mir anstellen. Da ist so manches, was ich gern wieder einmal hörte. Klavier oder Cello thuts doch nicht allein. Sie werden mir den Friedemann Bach singen: Kein Halmlein wächst auf Erden. Kennen Sie auch das Liebeslied des alten Sebastian? Es soll ja wohl nicht von ihm sein, sondern von einem Italiener, aber ich bleibe bei meinem alten, mir liebgewordenen Glauben.

„Willst du dein Herz mir schenken —“ ja, erwiderte Margarete glühendrot, leise. Gewiß kenne ich es. Und ich wills Ihnen singen, so gut ich kann.

Darauf freue ich mich sehr. Ich hab es seit vielen Jahren nicht wieder gehört. Und nun — mit der Hoffnung auf diese schöne Stunde wollen wir uns trennen. Ich höre den Bach, der hinter meinem Garten vorbeischießt.

Bis über das Brückchen führen Sie mich noch, kleine Frau meines großen Jungen. So — nun leben Sie wohl! Auf — bald! Es wäre schön, wenn ich sagen könnte: auf Wiedersehen. —

Erzähl mir doch von ihm, bat Margarete, als sie wieder im Wagen saßen. Mir thut ordentlich das Herz weh. Wie lange ist er schon blind?

Seit neun Jahren. Ganz plötzlich. Unheilbar. Ja, das ist auch so ein Lebensabend, so ein dunkler. Auch so ein Schicksal, bei dem man sich fragt: Womit hat der das verdient?

Er sieht so heiter aus, so friedlich. Wie kann er das? Ich hielte das nicht aus. Ich glaube, ich verlore den Verstand, ich stürbe vor Angst im Dunkeln.

Er war auch nicht immer so wie heute. Er hat schwere Zeiten durchgemacht, ehe er so weit war. Ich denke noch an manche Stunde, die ich mit ihm allein verlebt habe — daß Gott erbarm!

Ich denke auch noch dran, warf Hans ein, wie ich ihn einmal habe weinen hören. Ich war in den Ferien zu Hause, weißt du noch; ich wollte ihm einen Korb Obst bringen und schlich durch den Garten an sein Fenster. Da hörte ich ihn schluchzen. Mich überließ. Ich konnte ihn drinnen sitzen sehen an seinem Tisch. Es waren Briefe drauf verstreut, wohl von seiner verstorbenen Frau, denn er hielt ein Bild in der Hand. Mit dem Kopfe lag er auf den Armen und weinte und sprach dazwischen. Ich verstand es nicht; aber den Ton dieses Weinens werde ich nie vergessen. Man denkt nicht, wenn man ihn jetzt sieht, wie es zu Anfang um ihn stand.

Was hat ihn denn getröstet. Die Religion? Die Frömmigkeit?

Vielleicht, aber nicht so wörtlich, erwiderte Fritz. Er machte verschiedene Stationen durch, möchte ich sagen. Aus dem großen, kalten Grauen: Alles hab ich verloren! kam er zu der ersten Frage: Hab ich denn nichts mehr? Dann zu der zweiten: Was hab ich denn noch? Dann zu der ersten Antwort: Nicht viel, aber dies und das. Damit fing die Zeit an, wo er versuchte, „im Dunkeln zu sehen,“ wie ers nannte. Wie er das machte, wie ers lernte, wer ihm dabei geholfen hat, das sagt er nicht. Wenn man ihn heute fragt: Was hast du denn noch? so sagt er: O viel, viel! Man ließ ihn im Amte, gab ihm nur einen Hilfsgeistlichen zur Seite, der das besorgt, wozu man unumgänglich Augen braucht. Seine Predigten, von denen auch früher kein Buchstabe aufs Papier gekommen ist, hält er nach wie vor, und sie haben an Klarheit und Wärme nichts verloren. Seine Besuche bei den Armen, Kranken und Betrübnen könnte ihm gar keiner abnehmen. Es ist merkwürdig, wie er zu trösten versteht. Und ganz ohne pastorenhafte Gottseligkeit; kaum daß ihm ein sogenanntes „frommes“ Wort über die Lippen geht. Nur mit den Kindern spricht er vom lieben Gott und vom Herrn Jesus, wie von persönlichen Bekannten, denen man die Hand geben kann. Wie der die Kinder beten lehrt, das laß ich mir gefallen, da ist Wahrheit drin.

Du verdankst ihm viel, das hast du mir schon gesagt.

Ja, ich danke ihm viel. Ein gut Stück von meinem inwendigen Menschen. Ich glaube nicht, daß die Schule, wenn ich sie hätte bis zu Ende durchmachen können, mir das gegeben hätte, was mir sein Unterricht gegeben hat. Ich sehe es heute als ein Glück an, daß mich der Vater damals mit dreizehn Jahren von Rostock endgiltig heimkommen ließ. So bekam er mich

in die Wache, für alles und jedes. Eine regelrechte Gymnasialausbildung gabs da freilich nicht. Ich mußte mich mit dem Freiwilligenzeugnis begnügen; und auch das bekam ich nur mit knapper Not. Ich hatte ja keine Zeit, mehr für mich zu thun in diesem Sinne. Auf den künftigen Gelehrten konnte ich nicht lossteuern. Aber gesund hab ich gelernt bei ihm, und gern. Er gab nichts Überflüssiges, keinen Ballast, keinen Rauch. Alles leuchtete in Kopf und Herz hinein, was er sagte. O ja, ich verdanke ihm viel!

Er hatte aber wohl auch Freude an dir, sagte Margarete, indem sie mit frohem Lächeln an ihrem Mann hinaussah. Zu einem so besondern Lehrer gehört auch ein besondrer Schüler, denk ich mir.

Gar nicht. Der zieht jeden. Wäre nicht sein Unglück über ihn gekommen, so hätte ich mirs stark überlegt, ob es nicht gut gewesen wäre, den Hans auch aus dem Treibhaus ins freie Land zu verpflanzen. Das hat nun nicht sein sollen.

Aber man braucht ja kein Schuljunge zu sein, um von ihm zu lernen, wandte Hans ein. Denkst du wohl an unsre Winterabende mit ihm?

Und ob ich daran denke! Du wirst es thun, Gretchen, nicht wahr, und ihm vorsingen?

Alles, alles, so gut ichs kann, Fritz.

Er spielt die Lieder auf dem Cello, auf dem er Meister ist; aber es fehlen ihm die Worte. Selber hat er keinen Ton in der Kehle. Was wird er für ein Gesicht machen, wenn er den Bach wieder hört! Den hat ihm seine Frau vorgesungen. Sie starb früh; er hats nie verwunden, hat sie sehr geliebt.

Sie fuhren eine Weile schweigend weiter, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Endlich richtete sich Fritz gerade auf und sah sich um.

Da ist ja schon der Park und das Türmchen! In fünf Minuten sind wir da.

## 16

Die Herrschaften wären im Terrassenzimmer nach dem Garten zu, wurde ihnen von dem Diener gesagt, der eine der auf das weitläufige Treppenhaus mündenden Thüren öffnete.

Wir wissen Bescheid, sagte Fritz, bleiben Sie nur. Komm, Gretchen! — Er gab seiner Frau den Arm.

Elegante Leute, die Sternfeldts, hm? meinte Hans, indem er sich in dem großen schönen Saal umsah, durch den sie eben gingen. Wie gefällt dir unsre Bauernhütte daneben, Gretel?

Sehr! antwortete sie ernsthaft lächelnd.

In diesem Augenblick sah sie durch die offne Thür ins nächste Zimmer und blieb stehen. Fritz fühlte, wie ihr Arm in dem seinen zuckte, und sah sie verwundert an. Sie war bis in die Lippen blaß. Er folgte ihrem ängstlichen geradeaus gerichteten starren Blick. Drinnen stand Waldemar Scholz mit einer Dame im Gespräch.

Aufgepaßt! Feind in Sicht! fuhr es Fritz durch den Kopf. Er drückte Margaretens Arm fest an sich.

Nimm dich zusammen, Gretel, murmelte er schnell.

Schon sah sich Hans, der achtlos weiter gegangen war, verwundert nach ihnen um. Aber der kurze, fast herrische Ton in der Anrede ihres Mannes

brachte Margarete mit einem Ruck zu sich. Die Farbe kehrte in ihr Gesicht zurück, überflutete es förmlich. Etwas langsamer, aber ohne weiter zu zögern, gingen sie die letzten Schritte bis zur Thür.

Scholz hatte sie noch nicht gesehen; er sprach eifrig mit der Hausfrau, die sich nun von ihm trennte, um die Neuangekommenen zu begrüßen.

Dann wandte er sich auch um.

Ah! sagte er halblaut mit einer schnell wieder unterdrückten Geberde der Überraschung.

Wie durch einen leichten Nebel sah Margarete, daß noch mehrere Personen im Zimmer waren. Von der wortreichen Begrüßung verstand sie nicht viel. Das Blut sauste ihr in den Ohren, das Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf. Nur nicht da zur Seite hinsehen! dachte sie. Sie hielt immer noch den Arm ihres Mannes fest. Laß mich nicht allein! bat die kleine ängstlich sich anklammernde Hand. Gerade das schien er aber jetzt zu beabsichtigen. Langsam ließ er seinen Arm sinken, faßte ihre mit herabgleitende Hand in die seine, drückte sie einen Augenblick fest und ließ sie dann los.

Sofort bemächtigte sich ihrer Frau Sternfeldt. Kommen Sie, trautste kleine Frau, sagte sie im härtesten Ostpreussisch, indem sie wohlwollend mit ihrer breiten Behaglichkeit auf das zarte, junge Ding herablächelte. Ich muß Sie bekannt machen. Ihren Mann und das Bräuerchen lassen Sie nur laufen, die wissen hier Bescheid. Wo städt denn mein Mann? Nirgends zu sehen. Windhund möcht man sagen, wänn er dazu nicht zu dick wär. Na, er wird sich schon wiederfinden. Kommen Sie!

Von der Vorstellung begriff Margarete nicht viel, obwohl sie Frau Sternfeldt umständlich und deutlich genug besorgte. Ein Postdirektor aus Malchin, zwei Gutsnachbarn mit ihren Frauen, drei junge Mädchen, dazugehörige Töchter; noch ein Jemand, noch ein Jemand — es ging ihr alles in unklarem Durcheinander an Augen und Ohren vorbei. Der schreckliche Name, der einzige, den sie gekannt hätte, war noch nicht genannt. Doch — jetzt —

Ja, Scholzchen, rief Frau Sternfeldt, die sich suchend umgesehen hatte, kommen Sie doch einmal von dem Thürpfosten da wäg, postiren Sie nicht! Der rote Vorhang steht Ihnen zwar gut, aber Sie sollen hier jetzt Ihren Knix machen — wie ist mir dänn? Haben Sie nicht neulich mit uns gestritten wegen dieser jungen Frau? Richtig. Sie behaupteten Fräulein Margarete Heidenreich aus Berlin, das könnte nicht Hällborns Frau sein, Sie kennten Sie aus Warnemünde, das wäre unmöglich.

Ich glaubs auch noch nicht, erwiderte Scholz, der sich tief verneigt hatte, mit melancholischem Lächeln, mehr zu Margarete als zur Hausfrau gewandt. Zwar — ich sehe und höre ja; aber ich traue weder Augen noch Ohren.

Sie sind komisch. Warum solls denn nicht möglich sein? fragte Frau Sternfeldt, da Margarete, hilflos verwirrt, stumm blieb.

Das sag ich nicht, antwortete Scholz mit demselben schwermütigen Gesicht.

Frau Sternfeldt lachte laut auf.

Was er dazu für romanhafte Augen macht! Sie gönnen wohl dem Hällborn nicht die niedliche kleine Frau?

Scholz zuckte die Achseln. Ich kenne Herrn Hellborn zu wenig, um zu wissen, was ich ihm gönne, versekte er kühl.

„Oho, rief Frau Sternfeldt, Sie sind ja ungezogen, Scholzchen! Lassen Sie sich das gefallen? setzte sie zu Margarete gewandt hinzu.

Gewiß nicht, antwortete diese aufatmend. Sie war plötzlich gar nicht mehr verwirrt; es lief ihr ein Gefühl wie fliegendes Feuer über die Haut. Als ob der schöne Mann da vor ihr, der sie mit seinen großen dunkeln Augen unverwandt betrachtete, gar nicht vorhanden wäre, drehte sie sich zur Hausfrau herum.

Sch wäre sehr froh, sagte sie laut, wenn Sie mich nun mit Frau Scholz bekannt machen wollten. Oder ist sie nicht da? Reist Herr Scholz wieder allein?

„Nein! Wo dann! — Frau Sternfeldt lächelte so schadenfroh, wie sie es mit ihrem weichen, blühenden Grübchengesicht irgend zu Wege bringen konnte. Dann tippte sie mit einem großen Fächer dem jungen Mann, der sich leicht verärbt hatte, an die Schulter.

Wie Sie den Herrn hier sehen, ist er überhaupt bloß ein Appendix, ein Anhängsel. Hier bei uns, meine ich. Anderswo wird er leider jählich verzogen, darum ist er auch so eitel. Hier muß er sich drein finden, daß seine Frau seine bässere Hälfte ist, was, Scholzchen?

Der Angeredete lächelte gezwungen.

Verehrte Freundin — ich weiß ja, daß ich bei Ihnen nun einmal rettungslos „drunter durch“ bin. Was soll ich machen? Das beste wird sein, ich ergebe mich, oder vielmehr, ich flüchte mich. Töten Sie mich derweile in contumaciam.

Er verbeugte sich aufs neue tief vor Margarete. Gnädige Frau, ich hoffe noch — murmelte er mit einem kurzen, brennenden Blick; dann wandte er sich ab und trat auf die Terrasse hinaus.

Zur andern Thür kam gerade Herr Sternfeldt mit einer Dame herein.

Sieh, da hätten wir ja unser Marthchen, sagte die Hausfrau. Mein Mann hat sie sich offenbar aus dem Garten geholt. Er wittert die Suppe.

„Diniren“ Sie immer erst um fünf? So städtisch? fragte Margarete lächelnd.

Sawohl, wenn wir Gäste haben. Sonst äßen wir bäurisch um zwölf Uhr zu Mittag und um sieben zu Abend. Sie müssen also annehmen, Sie hätten erst „geluncht.“ Värtchen! Marthchen! Sie winkte dem Mann und der Freundin.

Albert Sternfeldt, ebenso weitläufig, behaglich und blühend und ebenso ostpreußisch wie seine Frau, nahm nach kurzer Begrüßung die große „Futterglocke“ vom Seitentischchen und läutete damit die Gäste zusammen, die sich in Nebenzimmern und im Garten zerstreut hatten.

Du mußt Frau Hällborn können lärnen, sagte inzwischen die Hausfrau zu Martha Scholz. Sie nahm die eben Herzugetretne mit einer mütterlichen Bewegung in den Arm und strich ihr über das braune Haar, das schlicht gescheitelt in schweren Wellen an den Schläfen niederging und im Nacken zu einem Knoten zusammengefaßt war. Ein schmales Gesicht schaute aus dem dunkeln Rahmen heraus, ein Gesicht, in dem alles blaß war, sogar die Augen, feltfame Augen, groß, hellgrau, sehr traurig.

Margarete stand in neuer Beklommenheit da. Mit was für andern Empfindungen wäre sie noch vor einem Jahre dieser Frau gegenübergetreten; mit welcher schmerzlichen Bitterkeit, mit welcher angstvollen Neugier! In diesem Augenblick fühlte sie nur eins: Mitleid. Unwillkürlich streckte sie die Hand hin; zu sprechen wollte ihr jetzt nicht gelingen.

Das ist Rächt, sagte Frau Sternfeldt, geben Sie ihr die Hand, drücken Sie sie tüchtig, seien Sie nütt mit ihr, sie verdient es, gut behandelt zu werden. Sie ist eine Pärle, mein Marthchen.

Martha Scholz zog nach einem leisen Gegendruck ihre kühlen, schlanken Finger aus Margaretens Hand zurück.

Du preißeſt mich ſchon wieder ſo an, liebe Majestät, ſagte ſie dann lächelnd zu der viel größern, ſtattlichen Freundin aufſehend, indem ſie ſanft ihre ſchmalen Schultern aus der weichen Umarmung befreite und ſich wieder gerade aufrichtete. Das iſt gar nicht klug. Das macht die andern argwöhnisch oder langweilt ſie. Laß doch jedem ſeine eignen Augen.

Laß ich auch, Dummchen! Ich will ſie ja nur länten, daß ſie richtig ſehen. Das werden viele auch ſchon von ſelber thun, nicht wahr?

Margarete nickte. Nur, daß ſich eben ſo viel andre nicht die richtige Zeit zum Sehen nehmen, antwortete ſie dann.

Richtig, warf die Hausfrau ein. Und zweitens, daß manche Leute eine Art haben, ſich zu verkriechen und zu verſtäden, daß man in Jahr und Tag nicht dahinter kommt, weſ Geiſtes Kinder ſie eigentlich ſind. Wenn ich zum Beiſpiel dieſe Frau hier nicht ſchon von der Schule her kannte — wir waren nachher auch noch drei Jahre zuſammen in derſelben Penſion — ſo wüßte ich wahrſcheinlich heute nicht mehr von ihr als Sie. Man muß ihr förmlich nachſchleichen, wenn man — na ja, unterbrach ſie ſich, da kommen alle unſere hungrigen Leute. Schläft die Kleine, Marthchen?

Ja; Lene iſt ſo lange bei ihr. Hinten in der Laube.

Eine Kleine? fragte Margarete, ich denke, Sie haben nur zwei Jungen?

Ich, ja. Sie lächelte ſtrahlend. Zwei ſchräckliche Kärle. Die Kleine gehört dieſer armen Mutter, ſetzte ſie gedämpfter und wieder ernt ernt werdend hinzu. Ein ſchwaches Geſchöpfchen nämlich, das uns viel Sorge macht. Deshalb ſind ſie auch auf allerhöchſten Befehl hier, für einige Wochen.

Zu dieſem Augenblick kam Fritz heran und bot Martha Scholz den Arm; im Fortgehen nickte er Margarete freundlich zu.

Wie alt iſt das Kind? fragte dieſe haſtig, mit den Augen der blassen Frau nachdeutend, in deren Geſicht bei Erwähnung des „ſchwachen Geſchöpfchens“ das Leben zu erlöſchen geſchienen hatte.

Zweieinhalb doch ſchon. Ich dachte gar nicht, daß es ſo lange leben würde; jezt giebt ja aber der Arzt Hoffnung. Da kommt mein Mann. Sie gehen mit ihm.

Zu ihrer großen Erleichterung fand Margarete auch an ihrer andern Seite bei Tiſche nicht den Gefürchteten. Sie atmete auf, als ſie ihn am Ende der Tafel entdeckte. Als ſie die Augen wieder erhob, ſah ſie gegenüber gerade in Fritzens Geſicht. Er war offenbar ihrem ängſtlich ſuchenden Blick gefolgt, ſah aber nun mit ernſtem Lächeln an ihr vorbei. Sie wurde glühendrot. Was er wohl jezt dachte? Sie hatte aber keine Zeit, ſich in quälende Grübeleien einzuspinnen. Sternfeldt nahm ihre Aufmerkſamkeit in liebenswürdigſter Weiſe in Anſpruch. Von Zeit zu Zeit warf ſie einen Blick zu Fritz hinüber, der in eifriger Unterhaltung mit ſeiner blassen Gefährtin die übrige Umgebung nicht viel zu beachten ſchien. Marthas ſtilles Geſicht begann ſich zu beleben; in ihren farblosen Augen wachte nach und nach ein ſanfter Glanz auf.

Sehen Sie nur, ſagte Sternfeldt vergnügt, wie das Marthchen Ihren Mann anſieht! Werden Sie nicht eiferſüchtig?

„O nein, antwortete Margarete warm. Das Lächeln, mit dem Martha Scholz zu Fritz aufblickte, war von rührender Lieblichkeit. Ich glaube, sie ist nicht sehr froh, die arme Frau, nicht wahr?“ fügte sie hinzu. Mein Mann versucht, sie zu trösten. Er versteht das.

Nein, sie ist nicht froh, bestätigte Sternfeldt ernst, gar nicht. Man kann gar nicht gut genug mit ihr sein. Wir versuchens ja auch nach Kräften, so lange wir sie hier haben. — Er warf einen schrägen Blick ans Ende der Tafel hinunter. — Unser schöner Waldemar ist heute still; scheint sich über irgend etwas zu ärgern.

Margarete folgte unwillkürlich dem Blick ihres Nachbarn. Sie begegnete den wohlbekannten, dunkeln Augen, die sich jetzt eben, als hätten sie nur darauf gewartet, mit völlig unverdoblener Blut in die ihren tauchten. Peinlich erschrocken wandte sie sich ab.

Das Gespräch wurde nach und nach allgemein und wandte sich landwirtschaftlichen Fragen zu. Das waren jetzt für Margarete keine böhmischen Dörfer mehr. Aufmerksam hörte sie zu, wagte auch hier und da einmal eine verständige kleine Frage, worüber Sternfeldt jedesmal in „Antzicken“ geriet.

Hören Sie, Hällborn, rief er zu Fritz hinüber, das muß ich sagen, wie sich Ihre Frau aber in der kurzen Zeit eingelebt hat! Die haben Sie gut gezogen. Sie wissen, ich belehre mich immer jäh bei Ihnen; wie haben Sie das gemacht? Meine Frau spürt heute noch Mund und Nase auf, wenn sie sich mal ins Kuhhaus oder in den Schweinestall verirrt.

Im Gegenteil! rief die Hausfrau lustig. Zu halt ich mir Mund und Nase! Was du wohl glaubst!

Ich denke mir, sagte Fritz, nachdem man genug gelacht hatte, Ihre liebe Frau wird wohl ihre Gründe haben, weshalb sie nicht selber in allen Winkeln herumkriecht. Wer so viel Leute dafür zur Verfügung hat — bekanntlich gehts bei Ihnen ein bißchen üppiger zu als bei uns. Sie habens „Gott sei Dank nicht nötig.“ Ich bin ja mein eigener Inspektor. Was meine Frau betrifft, so weiß die ganz von selber, was sie zu thun hat. Ich hab es nicht für nötig gefunden, sie mir zu „ziehen.“

Margarete lehnte sich zurück; sie war einen Augenblick atemlos, so freute sie sich. Er hatte sie gelobt, vor all den fremden Leuten, vor dem — andern dort. Nicht mit deutlichen Worten, wie man Kinder lobt; aber sie verstand, was er sagen wollte. Noch besser verstand sie den warmen, tiefen Blick, mit dem er jetzt zu ihr herübersah.

Donnerwätter, sagte der Hausherr vergnügt, setzte sein geleertes Glas nieder und wischte sich den Schnauzbart. Da hab ich eine wäg. Hast du gehört, Bärtchen? Er braucht sich seine Frau nicht zu „ziehen.“ Und wie hab ich mich jahraus jahrein mit dir gequält!

Ist ja nicht wahr, Dicker, antwortete sie ebenso gemüthlich. Bist ja von früh bis spät äntzickt von mir. Dein Gesicht möcht ich sehen, wenn ich plötzlich zu wirtschaften anfinge. Aber Spaß beiseite, liebe Frau Hällborn, warum Sie so furchtbar zugreifen müssen, das sehe ich doch nicht ein. Ich kenne ja von früher her Ihr Mamfällchen.

Von der lern ich ja eben, sagte Margarete, rot vor Berlegenheit, weil alle Blicke auf sie gerichtet waren. So „furchtbar zugreifen“ thu ich auch gar nicht; aber wie mein Mann sein eigener Inspektor ist, so muß ich doch nach und nach meine eigne Wirtschafterin werden können.

Ganz wörtlich möcht ich das nicht genommen haben, warf Fritz ein. Meine Frau hat den Wunsch, und dem pflichte ich bei, unser Mamselling nach und nach zu entlasten. Sie ist bald sechzig, ist seit fünfundzwanzig Jahren auf ihrem Posten und verdient wohl ruhigere Tage. Ehe man einer so treuen Person bei lebendigem Leibe eine Nachfolgerin giebt, übernimmt man lieber selbst einen Teil ihrer Pflichten und stellt ein paar untergeordnete Arbeitskräfte daneben an.

Um so etwas durchzuführen, dazu gehört aber auch ein Tausendsassa von Frau, erwiderte Sternfeldt. Was, Hällborn?

Fritz lächelte. Sie werden schon Recht haben, ich glaubs selber, antwortete er und hob sein Glas. Prost, Gretel! Er nickte ihr zu und trank aus.

Halt! rief der Hausherr, Sie nehmen sich da etwas vorwäg. Wir haben ja unsre häßern Hälften noch nicht leben lassen. Wo bleibt der Trinkspruch auf die Damen? Waldemar Scholz! Sie haben heute noch gar nichts für Ihre Unstärklichkeit gethan. Also los! Erheben Sie sich und Ihr Glas.

Der Angerufene erhob sich nicht; er lehnte sich vielmehr auf seinem Stuhl zurück.

Mir kommt es so vor, sagte er spöttisch lächelnd, als ob ich hierfür gar nicht der geeignete Redner wäre. Wollen Sie das nicht Herrn Hellborn überlassen? Seine Ansichten über die Bedeutung der Frau, der Gefährtin, scheinen mir sehr ideal. Er könnte uns mit Zugrundelegung des Goethischen Verses: „Die Hand, die Samstags ihren Besen führt“ u. s. w. eine bezaubernde Rede halten.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Klassen und Parteien in England. Ein paar vom Baune gebrochne nebensächliche Fragen haben dem liberalen Kabinett Roseberry, das seit reichlich einem Jahre im Sterben lag, endlich das Lebenslicht ausgeblasen, und Lord Salisbury hat, abweichend vom Herkommen, sein Programm schon dem alten Hause entwickelt, ehe noch das neue Parlament, das seinem konservativen Kabinett zur Grundlage dienen soll, gewählt ist. Obwohl die Verhältnisse, aus denen die moderne Arbeiterfrage hervorgegangen ist, englischen Ursprungs sind, hat England doch bis in die neueste Zeit noch keine Arbeiterfraktion im Parlament gehabt. Vor der ersten Parlamentsreform im Jahre 1832, die die Zahl der Wähler von 400 000 auf beinahe eine Million erhöhte, war eine politische Arbeiterpartei gar nicht möglich. Von da ab unterstützten die Arbeiter immer die von den Parteien, die ihnen am meisten versprach, und sie standen sich gut dabei, denn wenigstens etwas von dem versprochenen mußte gehalten werden. Die herrschenden Klassen, die, schon der